

Hans-Peter Föhrding

Heinz Verfürth

Als die
Juden nach
Deutschland
flohen

Ein vergessenes Kapitel der
Nachkriegsgeschichte

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N00512

1. Auflage 2017

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © U.S. Holocaust Memorial Museum,
courtesy of Chaia Libstug-Rosenblum
Gesetzt aus der Minion und Code Pro
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-04866-7

Vorwort

Schicksalsgemeinschaft in der Fremde

Alles begann für mich mit einer Schicksalsgemeinschaft. Denn ich wurde in eine Familie hineingeboren, die die Lasten und die Leiden des »Jahrhunderts der Extreme« besonders zu tragen hatte. Weil sie polnische Juden waren, haben die Nationalsozialisten meine Eltern Aron und Lea Waks verfolgt, geschunden, gequält. Durch Zufall, gewiss auch mit großem Glück, entkamen sie im Ghetto von Lodz der vorbestimmten Vernichtung. Als 1945, nach dem Zusammenbruch des NS-Systems, das Wort von der »Befreiung« umlief, galt dies nicht für die Eltern, denn erneut bedrohte sie ein mörderischer Antisemitismus in Polen. Sie flohen vor dem Hass und den Exzessen der Nachbarn 1946 aus der angestammten Heimat gen Westen. Auf diese Weise wurden sie zu »Displaced Persons« (DPs), zu Entwurzelten, Heimatlosen, Fremden. Der Begriff ist natürlich eine bürokratische Definition. Doch damit wird keineswegs das individuelle Flüchtlingslos dieser Menschen erfasst.

So kam es, dass ich 1947 im hessischen DP-Lager Ziegenhain das Licht der Welt erblickte, eben im Kreis dieser Schicksalsgemeinschaft. Das Camp stand jedoch unter der Obhut der amerikanischen Besatzungsmacht. Nein, in das Land der Mörder, wie meine Mutter damals Deutschland nannte, waren meine Eltern keineswegs geflüchtet, sondern in den Schutzbereich der US-Armee. Zudem sollte es für sie nur eine kurze »Zwischenstation« sein, denn ihr erträumtes Ziel war Palästina, das verheißene Land, Eretz Israel. Damit verband sich ihr ganzes Denken und Streben. Doch dann sollten meine Eltern noch ein langes Jahrzehnt im Lager verbringen.

Dies hat den Lebensweg meines Vaters Aron und meiner Mutter Lea geprägt, aber auch meinen eigenen bestimmt. Nun muss man

sich meine Kindheit nicht trostlos vorstellen. Föhrenwald, das DP-Camp, in dem wir die längste Zeit verbrachten, nämlich von Mitte 1949 bis Anfang 1957: Das empfanden wir Kinder geradezu als Paradies. Wir konnten machen, was wir wollten. Unsere Eltern mussten nicht ständig kontrollieren, wo wir steckten. Im Sommer haben wir in der Isar gebadet, im Wald Erdbeeren gepflückt. Und im Winter mit reichlich Schnee rodelten wir tagelang auf den Schlitten. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Kind in der Stadt damals ein so tolles Leben geführt hat. Deutsch habe ich allerdings erst in der Schule gelernt. Denn zu Hause sprachen wir nur Jiddisch. Schließlich hatte Föhrenwald etwas von einem polnischen Shtetl, in dem die herkömmlichen jüdischen Traditionen gepflegt wurden. Aber es stellte auch ein selbst gemachtes Ghetto dar. Wir meinten, Zäune um uns herum errichten zu müssen. Die Deutschen hielten ebenso Distanz, sie mieden uns.

Ich wurde, wie mein jüngerer Bruder Moishe, in dem Sinn erzogen, dass ich in Deutschland nichts zu suchen habe. Dass meine Eltern trotz ihrer zionistischen Überzeugungen nach der Gründung des Staates Israel 1948, als die Grenzen offen waren, letztendlich in der Bundesrepublik hängen geblieben sind, lag an vielen Umständen: erst der Unabhängigkeitskrieg, dann die kleinen Kinder, die prekären wirtschaftlichen Verhältnisse im jungen jüdischen Staat, nicht zuletzt die geschäftlichen Aktivitäten, die mein Vater als Textilkaufmann aufgenommen hatte. Aber dass wir Kinder Deutschland verlassen würden, daran bestand kein Zweifel. 1968, nach meinem Abitur, ging ich für immer nach Israel. Briderl Moishe folgte später, kehrte jedoch nach Deutschland zurück, der Mutter wegen nach dem frühen Tod des Vaters. Ich studierte Politische Wissenschaft und Geschichte, lehrte dann als Dozent an der Universität von Tel Aviv. Zugleich gründete ich eine Familie, und mit meiner Frau, auch sie eine vertriebene Jüdin aus dem Irak, sind wir stolz auf die beiden Töchter, die Schwiegersöhne und die sechs Enkelkinder.

Immer wieder habe ich geglaubt, dass ich eine Heimat habe. Als Kind war dies natürlich Föhrenwald, weil ich die Umgebung

sehr mochte. Düsseldorf, wohin meine Eltern 1957 gezogen waren, habe ich nie als Heimat empfunden. Dann aber meinte ich, Israel böte mir einen heimatlichen Platz. Doch ich musste feststellen, dass dies nicht stimmt. Denn ich bin dort noch nicht angekommen. Deutschland lässt mich einfach nicht los. Ich liebe den Spargel im Frühjahr und die Steinpilze im Herbst. In Berlin natürlich die Currywurst. Und erst der Fußball! Die Ergebnisse der Bundesliga kann ich im Schlaf hersagen. Mit den Männern meiner Familie, groß wie klein, bin ich kürzlich extra für ein Champions-League-Spiel des FC Bayern von Tel Aviv nach München gereist.

Schließlich habe ich doch eine Heimat für mich entdeckt: die jiddische Kultur. 2000 Jahre Diaspora, Sprache, Lebensart, Zivilisation und Identität, das bedeutet mir heute Heimat. Auch meine Eltern blieben zeitlebens Teil dieser jiddischen Kultur. Es hat ihre Jugend beeinflusst und geformt, die meiner Mutter stärker als die meines Vaters. Es hat, nach dem bedrückenden Erlebnis der Schoah, ihre späteren Jahre erfüllt. Denn ihr Judentum stand nie in Zweifel. Rechtschaffen haben sie mit Glauben und Grundsätzen im Land der Täter ihre Existenz gestaltet. Dass meine Mutter im Alter, besonders während der Zeit in Berlin, ihr Verhältnis zu den Deutschen in eine Balance zu bringen wusste, nicht zuletzt durch Nachbarn und Freunde, stimmt mich versöhnlich. Sie blieb eine Kämpferin für die jüdische Sache, da ließ sie sich nichts abhandeln. Aber sie fand ihren inneren Ausgleich.

Die Menschen beim Namen nennen, damit sie nicht dem vollen Vergessen anheimfallen: Das entspricht einer der tiefen Ge wissheiten des Judentums. Das Buch von Hans-Peter Föhrding und Heinz Verfürth unternimmt den Versuch, die Geschehnisse vor sieben Jahrzehnten wachzuhalten – Bekanntes wie Unbekanntes. Wer sich nicht erinnert, wird auch nicht wissen, was die Zukunft bedeutet. Wir können die Vergangenheit nicht verleugnen. Ich finde, dass gerade Juden und Deutsche durch die gemeinsame tragische Geschichte aneinandergekettet sind. Das haben diese beiden Völ-

ker allein auf der Welt, es sind daher besondere Beziehungen. Damit möchte ich bei den Deutschen keine Schuldgefühle auslösen. Wer bin ich, dies zu tun? Aber die Verbindung zwischen uns bleibt außergewöhnlich. Und damit müssen, ja sollen wir leben.

Ruwen »Robbi« Waks, Tel Aviv, im November 2016

1. Schutz im neuen Ghetto

*Mitten in Deutschland:
jüdische Flüchtlinge nach 1945*

Aron Waks ist nervös. Der junge Mann wartet ungeduldig auf die Rückkehr eines amerikanischen Armeejeeps, der am Morgen das hessische Lager Ziegenhain verlassen hatte. Der Auftrag lautete, im Camp des benachbarten Städtchens Schwarzenborn eine Familie abzuholen, ein Ehepaar mit seinen fünf Kindern.

Gegen Mittag hebt sich der Schlagbaum am breiten Eingangstor, und der offene US-Jeep rollt langsam in die staubige Lagerstraße: Die Lessers sind endlich in Ziegenhain angekommen, dem Endpunkt einer wochenlangen und gefährlichen Reise. Aron begrüßt alle herzlich, doch zunächst umarmt er die älteste Tochter Lea. Denn seit ein paar Monaten ist sie die Liebste des Mittzwanzigers.

Auch Lea hat dem Wiedersehen aufgeregt entgegengefiebert. Am Vortag ist sie nämlich plötzlich in die Lagerverwaltung gerufen worden. Jemand wollte sie dringend am Telefon sprechen, hieß es. Wer will sie hier schon erreichen, in einem entlegenen deutschen Provinznest, fragt sie sich. Wahrscheinlich wieder nur eine jener Anfragen, die ihre Familie an verschiedenen Orten seit dem Verlassen Polens über sich ergehen lassen musste, eben nach dem Woher, Wohin, Warum. Aber dann ein Jubelschrei, als sie den Höher in der Hand hält: Es meldet sich ihr Aron; er ist ganz in der Nähe, in Ziegenhain.

Als Aron und Lea sich in den Armen liegen, rundet sich eine Geschichte, die vor vielen Monaten in Polen ihren Anfang genommen hat. Beide hatten – damals kannten sie sich noch nicht – den Terror im Ghetto von Lodz überlebt und waren, dank glücklicher Fügungen, im letzten Moment der Vernichtung entkommen. Die übrige Familie Lesser wiederum konnte, nach der Besetzung West-

polens durch Hitlers Wehrmacht, zunächst in den von Stalin okkupierten Osten des Landes fliehen, wurde von dort jedoch später nach Sibirien verschleppt. Das wiederum hatte ihnen, mehr schlecht als recht, das Leben gerettet. Allen gemeinsam war jedoch das schockierende Erlebnis nach Kriegsende 1945, dass sie als Juden in ihrer Heimatstadt Lodz auf den Hass und die Hetze ihrer polnischen Nachbarn trafen. Mehr und mehr fühlten sie sich von der Welle dieses neuen Antisemitismus und den Exzessen mörderischer Pogrome bedroht.

In dieser Situation fassen sie einen wagemutigen Plan: Aron Waks und Familie Lesser, die sich in der kleinen jüdischen Gemeinde von Lodz zusammengefunden hatten, bereiten Anfang 1946 gemeinsam ihre Flucht vor, zwar nach Deutschland, aber in die Obhut der amerikanischen Besatzungsmacht. Ihre eigentliche Absicht besteht darin, möglichst bald nach Palästina auszuwandern. Zu unterschiedlichen Zeiten verlassen sie Lodz. Zuerst reist Aron im Sommer 1946 mit einer Gruppe zionistisch orientierter junger Männer. Wenige Wochen später folgen die Lessers. So verlieren sie sich aus den Augen auf den getrennten Wegen ihrer Flucht. Doch nach den Wirren und Ungewissheiten der Reise im Nachkriegsdeutschland nach so kurzer Zeit wieder zusammenzutreffen, grenzt an ein Wunder. In Ziegenhain können sie nun erstmals wieder durchatmen.

Das dokumentiert ein Foto aus jenen Tagen: Auf der Bank vor einer der Lagerbaracken hat sich Lea neben Aron platziert, sie im eleganten Kleid, er korrekt im Jackett mit Hemd und Krawatte. Rechts und links daneben Leas Schwestern Salle und Manja, ebenfalls fein herausgeputzt. Im Hintergrund blicken Bruder Schaje und Vater Leib Lesser aus einer dunklen Fensteröffnung der Behausung. Natürlich handelt es sich um eine arrangierte Szene von der Sorte jener Erinnerungsbilder, wie sie massenhaft in dicken Alben kleben: So war das, so sahen wir aus, heißt es später beim gelegentlichen Durchblättern. Und doch enthält dieses Foto noch eine andere Aussage: Ja, wir sind wieder alle beisammen, haben Terror

und Flucht überstanden, können wieder nach vorne schauen. Eine geradezu trotzige Demonstration von Familienglück inmitten des traurigen Lagerlebens.

Eine Portion Zuversicht kann für die kleine Gruppe sicherlich hilfreich sein. Denn Ziegenhain ist im Spätsommer 1946 schon ein größeres Camp mit über 2000 Flüchtlingen, die meisten aus Polen. In dieser zusammengewürfelten Gemeinschaft bekleidet Aron Waks eine herausgehobene Position, denn er steht als Vorsitzender an der Spitze des Lagerkomitees. Intern nennen sie ihn »Präses«. In dieser Funktion vermittelt er zwischen dem amerikanischen Lagerkommandanten sowie den Hilfsorganisationen und den Emigranten. Als zupackender Typ sorgt er mit einem kleinen Team für den Aufbau einer festen Struktur am neuen Ort; die US-Armee hat den Campbewohnern eine weitgehende Selbstverwaltung überlassen. Dazu zählt zunächst alles, was für den Alltag existenziell notwendig ist, wie Unterkunft, Essen, Kleidung, Hygiene. Zwar werden die Bewohner von der US-Armee und verschiedenen jüdischen Hilfsteams mit Nahrungsmitteln und sonstigem Lebensbedarf versorgt. Aber Aron Waks und das Komitee kümmern sich darum, wie alles untereinander verteilt und geregelt wird. Dazu zählt auch, kein leichtes Unterfangen bei den örtlichen Gegebenheiten, dem großen Teil der gläubigen Juden koschere Speisen und deren ordnungsgemäße Zubereitung anzubieten.

Aber die Bedürfnisse der abgeschirmten Zwangsgemeinschaft gehen noch viel weiter. Dazu gehören Kindergärten, Schulen, Ausbildungssätze, Werkstätten, da die zahlreichen Kinder und Jugendlichen auf ihre weitere Zukunft vorbereitet werden sollen. Um eine stabile Ordnung der eng aufeinanderhockenden Menschen zu gewährleisten, braucht es zudem eine Lagerpolizei, die aus der eigenen Mitte gebildet wird.

Nicht zuletzt wollen viele Ankömmlinge ihre religiösen Traditionen wieder aufnehmen. Es gilt dementsprechend, Synagogen und Beträume einzurichten und sich mit den jüdischen Feldgeistlichen der Army, »Chaplains« genannt, zu arrangieren, um regelmäß-

ßige spirituelle Zeremonien zu ermöglichen. Ebenso notwendig ist eine Talmud-Tora-Schule, um den Wert der Schrift wieder in das Bewusstsein zu rufen, besonders für die jüngere Generation. Und natürlich pflegen sie ihre althergebrachte Sprache: das Jiddische. Es bleibt im Lageralltag das beherrschende Idiom.

Eine gewaltige Aufgabe, vor der das Leitungsteam steht: in der Fremde für die Flüchtlinge eine kleine gesellschaftliche und kulturelle Einheit zu schaffen, die sich am Vorbild des osteuropäischen Shtetl ausrichtet. So sollte, unter den Maßstäben des Lagers, die alte Tradition wiederauferstehen, die die Nazis systematisch vernichtet hatten. In der Rückschau auf die damaligen Tage, die mit viel Improvisation und Umstellung angefüllt waren, betont Lea einzig die Vorzüge der neuen kleinen Welt: »Was sollten wir dort meckern? Nach den schlimmen Erfahrungen waren wir doch so froh, endlich wieder unter uns zu sein. Allein das zählte!«

Dabei erscheinen die äußeren Bedingungen in Ziegenhain alles andere als verlockend. Das Camp diente den Nazis unter der Bezeichnung »Stalag IX A Ziegenhain« als größtes Kriegsgefangenenlager in Hessen. Kurz nach Hitlers Überfall auf Polen im September 1939 auf einer großen Kuhwiese platziert, wurden dort zuletzt über 35 000 Menschen zusammengepfercht: aus Polen, Russland, Frankreich, Belgien, Holland, Italien, von überallher, wo die Wehrmacht Krieg führte und Gefangene nahm. Dann, nach der Befreiung Ende März 1945 durch die US-Armee, kehrte sich die Funktion des Lagers um. Die amerikanische Besatzungsmacht internierte dort zunächst NS-Funktionäre, SS-Angehörige, SA-Mitglieder, Wehrmachtssoldaten, BDM-Frauen – ein kurzfristiger und daher unzähliger Versuch der politischen Umerziehung nationalsozialistisch infizierter Deutscher.

Denn die Militärverwaltung sieht sich recht bald gezwungen, das Terrain für eine andere Gruppe zu nutzen, deren Zahl seit Anfang 1946 von Monat zu Monat steigt: die osteuropäischen Juden. Der neu ausgebrochene Antisemitismus in ihren Heimatländern, besonders in Polen, aber auch in den baltischen Staaten, der Tsche-

choslowakei und in Ungarn, treibt sie massenweise zum Exodus. Meist illegal versuchen sie über die Grenze nach Westen, vor allem in die US-Zonen von Deutschland und Österreich, zu gelangen, nur fort, weil sie sich dort Schutz und Sicherheit versprechen. Von »Panikflucht« sprechen daher Historiker.

Dazu gibt es genügend Anlass. Anfeindungen steigern sich beispielsweise in Polen bald zu bösartigen Hassiraden gegen die Minderheit der überlebenden Juden, aus einzelnen gewalttätigen Übergriffen entwickeln sich rauschhafte Menschenjagden an verschiedenen Orten, bis zum Pogrom in der Kleinstadt Kielce Mitte 1946, bei dem 42 Menschen erschlagen und 80 schwer verletzt werden. Zwei Tage dauert die mörderische Hatz. Nach diesem barbarischen Exzess gibt es für die polnischen Juden kein Halten mehr. Über 50 000 verlassen allein in den Herbstmonaten das Land. Eine gewaltige Flüchtlingswelle schwappt nach Westen, hält auch 1947 noch an.

Aber Rettung im Land der Täter, und dies so kurz nach dem Ende der Schoah? Für die Entkommenen der Katastrophe aus Osteuropa ist dies nicht die entscheidende Frage, als sie ihre alte Heimat verlassen. Denn sie fliehen in ihrer Vorstellung nicht nach Deutschland und nicht zu den Deutschen, sondern zu den Siegern über die Hitler-Diktatur, den Amerikanern zuerst, in geringem Umfang zu den Briten und Franzosen. In deren Hände wollen sie ihr weiteres Schicksal legen, zumindest für eine Übergangszeit, wie sie glauben. Denn ihr wahres Ziel ist, nach dem doppelten Entsetzen über die rassistische Verfolgung der Nazis und die antisemitische Ausgrenzung durch die früheren Landsleute, eben Palästina. In die biblische jüdische Heimstatt wollen sie auswandern. Deutschland bedeutet für diese Juden verfluchte, blutdurchtränkte Erde, die sie bei ihrem Aufbruch in ein neues Leben nur räumlich durchqueren müssen. Die Lager betrachten sie daher als exterritoriale Inseln, eine unumgängliche Zwischenstation, eine notwendige Transitzone.¹

Dafür müssen sie allerdings, ohne dass sie es vielleicht bei ihrem Abschied aus Osteuropa geahnt haben, manche Strapaze und Ent-

behrung in Kauf nehmen. Wie beispielsweise die Lessers in Ziegenhain. Denn dieser Platz präsentiert sich im September 1946, als sie dort eintreffen, als öder und unwirtlicher Ort. Seine ursprüngliche Verwendung als Gewahrsam für Kriegsgefangene ist ihm noch deutlich anzusehen. Eine sich endlos lang hinziehende, triste Lagerstraße, zu der sich gleichförmige Holzbaracken im Fachwerkstil ausrichten, links und rechts, wie an einer Schnur aufgezogen. Die eingeschossigen Bauten mit stumpfem Dach sind inzwischen oft verwittert und verwahrlost. Innerhalb der Baracken eher Gerümpel als Möbel, von den früheren Bewohnern im chaotischen Zustand zurückgelassen, sodass die neuen Flüchtlinge in tagelangen Aktionen erst einmal Ordnung schaffen müssen. Zwischen den Langbauten platter, karger Erdboden mit zottigen Grasbüscheln, ab und zu struppiges Strauchwerk. Um das ganze Camp herum ein hoher Stacheldrahtzaun, am oberen Ende verstärkt und nach innen gebogen. Flankiert wird das rechteckige Gebiet von sechs massiven Wachttürmen – eine Installation, bestens dazu geeignet, bei vielen der Traumatisierten grausame Erinnerungen wachzurufen. Ziegenhain, offiziell von der US-Militärverwaltung als »D. P. Camp 95-443« bezeichnet, bildet zwar eine Insel, aber wahrlich keine der Seligen.²

In den Wohnräumen herrscht drangvolle Enge. Die Ausstattung besteht aus Etagenbetten, teils dreistöckig, je einem Tisch, wenigen Stühlen, sonst nichts. Die Familien erhalten einen jeweils engen Bereich zugewiesen. Der Dreck ist allgegenwärtig, die hygienischen Verhältnisse spotten jeder Beschreibung. In einem Bericht des Leiters einer zuständigen Hilfsorganisation vom November 1946 heißt es: »Die Holzbaracken sind nur teilweise isoliert und in keinem guten Zustand. Der Direktor glaubt jedoch, das Camp für den Winter bewohnbar machen zu können. Die Ernährung ist noch nicht gut, die Wasserversorgung kaum zufriedenstellend. Neue Leitungen sind notwendig.«³

Dennoch wird diese unzulängliche Welt, mit all ihren äußerlichen und alltäglichen Beschwernissen, von den Insassen akzeptiert.

tiert. Es sollte doch nur ein kurzweiliges Quartier sein, in dem man sich nicht häuslich einrichten wollte. Unter solchen Vorgaben erscheinen Komfort und Bequemlichkeit zweitrangig. Es beeindruckt merkwürdig, heute Fotos aus dem damaligen Ziegenhain zu betrachten, auf denen einzelne Bewohner, aber auch kleine Gruppen just vor dem spitzen Zaun posieren. Sie lächeln dabei sogar oft freudig in die Kamera. Aber diese Bilder vor makabrer Kulisse belegen das vorherrschende Gefühl der Lagerinsassen: Hier bin ich sicher. Das selbst gewählte Ghetto vermittelt – endlich, nach vielen Jahren der Ängste und Bedrohung – Geborgenheit und ermöglicht Vertrauen. Das ist Voraussetzung dafür, wieder Kontakte und Beziehungen anzuknüpfen, auch Pläne für die eigene Zukunft zu schmieden. Im Vordergrund steht dabei, eine Familie zu gründen, eine Ausbildung zu absolvieren, in den religiösen Rhythmus zurückzukehren.

Jenseits der Zäune und Türme, auf denen anfänglich noch GIs Wache schieben, liegt eine feindliche Umgebung, wie es die Juden empfinden. Dort herrscht das Reich des Bösen, das der Nazis, Verfolger, Mörder. Deshalb werden Kontakte zu den Deutschen, wenn irgend möglich, gemieden, ja sogar als Verrat gegenüber den Opfern des eigenen Volkes empfunden. Einziger Adressat für Interessen und Wünsche, auch Beschwerden, sind die Amerikaner und die internationalen wie jüdischen Hilfsorganisationen; aber keine Gemeinde, Behörde oder Einrichtung der Deutschen, die alleamt durch die braune Vergangenheit diskreditiert erscheinen. Die Selbstisolation wird somit zum gemeinschaftsstiftenden Element.

Ziegenhain als seltsam fremder und abgeschotteter Organismus mitten im deutschen Kernland nach dem Zusammenbruch: Dies ist nicht der einzige Flecken, wo jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa ein Stück ihres verloren gegangenen Schtetls wiederaufbauen und nacherleben. Ringsherum existieren ähnliche Camps, wie etwa in Schwarzenborn, der früheren Station der Lessers, oder in Neukirchen, ebenfalls nicht weit entfernt. Die ganze Karte Hessens ist gespickt mit derartigen Fluchtpunkten, größeren in Kassel,

Eschwege, Wetzlar, Zeilsheim bei Frankfurt, kleineren in Bensheim, Fulda und Hofgeismar. Die jüdischen Sammelorte – die Amerikaner nennen sie auch »Assembly Centers« – häufen sich besonders in Bayern, das ebenfalls zur US-Zone gehört, besonders geballt in der Region München. Dieser Umkreis entwickelt sich sogar zum Kerngebiet jüdischer Emigration aus Osteuropa mit Großlagern wie Feldafing, Pocking, Landsberg, Föhrenwald.

Der Aufenthalt in all diesen Camps ist begehrte. Dort erteilen die US-Militärbehörden den jüdischen Lagerbewohnern den begehrten Status von Displaced Persons (DPs), einer von der UNO gegen Kriegsende eingeführten Kategorie. Sie betrifft eigentlich nur all die Verschleppten, Entwurzelten, Heimatlosen aufgrund des Kriegsgeschehens in Europa. Die Amerikaner haben diese Kategorie allerdings eigenmächtig ausgedehnt – und damit den Zustrom der Juden aus Osteuropa in ihre Zone erheblich begünstigt.

Die Briten hingegen verfolgen in ihrem Besatzungsgebiet eine andere Linie: Sie konzentrieren jüdische Überlebende wie Flüchtlinge in Bergen-Hohne, in unmittelbarer Nähe des ehemaligen KZ Bergen-Belsen. Es ist mit teilweise über zehntausend Menschen das größte Camp seiner Art in Westdeutschland. Daneben bestehen aber noch einige kleinere Lager in Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein. Die Haltung der Engländer gegenüber den Juden ist eher zurückhaltend, oft sogar unnachgiebig. Das betrifft vor allem die generelle Anerkennung des DP-Status als eigenständiger Rechtsform jenseits der Nationalzugehörigkeit. Großbritannien ist Mandatsmacht in Palästina und will der Schaffung eines Staates Israel keinen Vorschub leisten. Denn darüber würden sie mit den Arabern in Konflikt geraten. Diese Ambivalenz verursacht im Camp Hohne ständig Reibereien und Spannungen zwischen der britischen Militärverwaltung und jüdischen Repräsentanten.

Die Franzosen schließlich, die kleinste Siegermacht mit ihrer Zone im deutschen Südwesten, unterhalten lediglich eine Handvoll Lager für jüdische Flüchtlinge, und diese auch nur in bescheidenen

Größenordnungen von wenigen Tausend Menschen. Frankreich drückt sich, unter Hinweis auf den Wiederaufbau des kriegszerstörten eigenen Landes, fast gänzlich vor der Diskussion um die Zukunft jüdischer Überlebender und Flüchtlinge in Deutschland. Das gilt erst recht für die Sowjetunion, weil Stalin den Status von Displaced Persons überhaupt nicht anerkennt. Für ihn bleiben die Millionen Menschen, die während des Krieges verschleppt wurden oder geflohen sind, unverändert alte Staatsbürger der Sowjetunion, die zur Rückkehr in ihre frühere Heimat verpflichtet sind. Im Übrigen betreibt er konsequent die Sowjetisierung der osteuropäischen Staaten, was wiederum viele Juden dort veranlasst, Exil im Westen zu suchen.

So kommt es, dass sich auf dem Höhepunkt dieser Flüchtlingsbewegung aus Osteuropa 1946/47 schließlich rund 250 000 bis 300 000 Juden in Westdeutschland befinden. Wohl niemand hat bei Kriegsende mit einer solchen Entwicklung gerechnet, und daher sind die westlichen Siegermächte von diesem Menschenstrom nicht nur überrascht, sondern in jeder Hinsicht überfordert. Es gilt, auf die Schnelle immer wieder neue Quartiere zu finden und zu schaffen – in einem Land, wo ohnehin Städte zerstört, Wohnungen zerbombt, Fabriken ruiniert sind, die ganze Infrastruktur niedergelegt, auch Millionen Deutsche eine feste Bleibe suchen.

Der Kraftakt gelingt nur allmählich, nicht selten mit Härte und Zwang. Überall, von Flensburg bis Reichenhall, entstehen Unterkünfte für die osteuropäischen Juden, mal in früheren Lagern für Kriegsgefangene, wie eben Ziegenhain, oder in Zwangsarbeiterbehausungen – und deshalb kärglich und bescheiden ausgestattet; mal solider und behaglicher wie in vormaligen Kasernen, Fabrikbauten; zuweilen sogar wohlig, wie in Villen, Hotels, Sanatorien, Klöstern, Schlössern. Auch Privatwohnungen werden vielfach requirierte, die belastete Nazichargen hatten räumen müssen.

Diese historische Umwälzung geht an der deutschen Bevölkerung ziemlich vorbei. Juden in Deutschland, und dies in der Kategorie von Hunderttausenden? Hatte nicht Propagandaminister

Josef Goebbels seinem Führer bereits 1943 verkündet, Berlin sei »judenrein«? Ja, die paar Tausend Überlebenden, die Buchenwald oder Dachau überstanden und die Todesmärsche bewältigten, die aus Auschwitz und Theresienstadt zurückkehrten: Davon gab es schon eine Ahnung. Aber es waren gerade noch 15 000 von einmal 600 000 Juden, die 1933 bei Hitlers Machtantritt in Deutschland lebten. Kaum der Rede wert.

Die Deutschen plagten damals andere Probleme: die Schuttberge in den Städten, der Hunger im Wochenrhythmus, die aufwändige Arbeitssuche, die vermissten und internierten Männer und Söhne, auf die die Trümmerfrauen ihr Sinnen und Trachten richteten. Schließlich drängten auch die vielen eigenen Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten herein, die der westdeutschen Gesellschaft zu schaffen machten. All dies nicht genug, tauchte plötzlich noch mehr als eine Viertelmillion Juden im Lande auf. Das konnte einfach nicht wahr sein!

Solches Leugnen besaß allerdings auch eine tiefere moralische Dimension. Überlebende der Schoah belasteten das Gewissen der Deutschen. Denn es berührte die Frage von Verantwortung und Verstrickung. Waren die Juden nicht mitten aus der deutschen Gesellschaft erst abgesondert und dann fortgeschleppt worden? Wurde den Apologeten des nationalsozialistischen Rassenfanatismus nicht Zustimmung und Beifall gezollt? Beteiligte sich die Wehrmacht beim Eroberungskrieg im Osten nicht auch an der Vernichtung der Juden? Und stellte der millionenfache Genozid tatsächlich ein absolutes Geheimnis dar? Solche Erkundungen bedeuteten, wenn sie nur angestellt wurden, eine beklemmende Belastung. Also unterließ man sie und zog sich allenthalben – gleichsam gewissenserleichternd – auf rassistische Klischeevorstellungen zurück. Das Gift der Nazi-Rassenideologie besaß eine langfristige Wirkung.

Wenn Juden im öffentlichen Bild der deutschen Nachkriegsgesellschaft auftauchen, dann sind sie fast immer mit diskriminierenden und negativen Attributen versehen. Das gilt besonders für die

Insassen der Lager und anderer DP-Einrichtungen. Sie erscheinen dann nicht als Opfer und Überlebende, sondern als Schwarzhändler, Schieber, Wucherer, die sich am miesen Nachkriegsschicksal der Deutschen schadlos halten. In reichlichem Maße werden dabei antisemitische Klischees bedient, bis hin zu einem aufreizenden Sprachgebrauch, der dem Nazi-Jargon entspricht. Gleichsam in Endlosschleife beschäftigen sich Zeitungsartikel und Behördenberichte mit dem Treiben auf den Schwarzmärkten als Kennzeichen einer typischen Mangelwirtschaft. Was auffällt, ist allerdings die Tatsache, dass einzig die Juden als Akteure dieser florierenden Geschäfte benannt und diffamiert werden, als hätten die Deutschen, oft auch GIs, amerikanische Soldaten, nicht ebenfalls an diesem illegalen Gütertausch kräftig mitgewirkt.

Im Stuttgarter Polizeipräsidium heißt es, die obere Reinsburgstraße, wo in einigen Häusern polnische DPs untergebracht sind, stelle »geradezu die Zentrale eines Schwarz- und Schleichhandels« dar, von der aus »in schwerer Weise unmittelbar gegen die Ernährung der Stadt vergangen wurde«.⁴ Auch der Polizeichef des Bezirks Lüneburg nennt »das Judenlager Belsen als Zentrale des Schwarz- und Tauschhandels«.⁵ Ähnlich klingt es im Bericht eines Bergener Landwirtschaftsrates: »Aus der Heide ist ein wilder Tummelplatz fremdländischer Völker geworden, die schachern und die Sitten verderben.«⁶ Frankfurts SPD-Oberbürgermeister Walter Kolb vermag solche Aussagen noch zu toppen, als er im Oktober 1946 zum DP-Lager Zeilsheim sagte: »Verbrechen, Vergehen, Übertretungen der Gesetze sind an der Tagesordnung. So hat sich das Lager allmählich zur Landplage entwickelt.«⁷ Die Stuttgarter Polizei wiederum klagt über die »zunehmende Überflutung der Stadt durch minderwertige ausländische Elemente«, die für die Sicherheitsverhältnisse bedrohlich werden könnten.⁸

Ohne Zweifel stecken in solchen Äußerungen und Zuweisungen Gefühle von Neid und Missgunst, zudem von Denunziation und Verdächtigung, mit denen die Nazis den Rassenhass in der deutschen Bevölkerung ständig stimuliert hatten. Auch in der

Nachkriegssituation mit ihren Versorgungsengpässen, Güterrati-onierungen und Wohnungsnoten lassen sich die tief sitzenden Dis-kreditierungen leicht aktivieren. Insbesondere, da die osteuropäi-schen Juden von den Besatzungsmächten versorgt und betreut und dadurch mit vermeintlichen Privilegien ausgestattet sind. Denn die DPs kommen an Waren, die für die Einheimischen nicht erhältlich oder nicht erschwinglich sind, wie etwa Zigaretten, Kaffee, Seife, Whiskey, Medizin. Das bietet ihnen allerdings die Gelegenheit, sich zusätzlich Dinge und Leistungen zu verschaffen, wie sie von den Lagerverwaltungen nicht beigesteuert werden. So gesteht auch Lea, dass sie sich zuweilen an diesen Praktiken beteiligte. Als sie ih-ren Aron geheiratet hat und das erste Baby unterwegs ist, braucht sie beispielsweise einen Kinderwagen – und erwirbt ihn auf dem Schwarzmarkt.

Dieses zwiespältige Verhältnis zwischen Juden und Deutschen, vor allem im Blick auf die osteuropäischen Flüchtlinge in den DP-Lagern, fasst die Historikerin Susanne Urban, die lange über diese Gruppe geforscht hat, mit den Worten zusammen: »Empathie für die Überlebenden, für deren Verschleppung dieses Land verant-wortlich gewesen war, gab es kaum. Die meisten Deutschen be-fassten sich mit sich selbst, mit eigenen Nöten – für DPs gab es in der Nachkriegsgesellschaft und -geschichte kaum Platz.«⁹ Ähn-lich drückt es Thomas Rahe aus, wissenschaftlicher Leiter der Ge-denkstätte Bergen-Belsen: »Die Wahrnehmung der jüdischen DPs durch die deutsche Öffentlichkeit war in beträchtlichem Maße von antisemitischen Stereotypen geprägt. Es gab kaum eine von Empa-thie geprägte deutsche Berichterstattung über die jüdischen DPs, über ihren Alltag, ihre Ängste und Sorgen, ihre Zukunftspläne.«¹⁰

Die Hoffnung, bald nach Palästina auswandern zu können, se-hen die Lessers im Camp Ziegenhain, wie auch alle anderen La-gerinsassen, immer weiter entschwinden. Die Briten ändern als Mandatsmacht ihre restriktive Haltung zur Einwanderung nicht, akzeptieren nur ein Kontingent von 1500 Juden monatlich. Auch die USA, die bei vielen osteuropäischen Flüchtlingen im Hinter-

kopf als Auswanderungsziel mitgeplant waren, denken nicht an eine Revision ihrer strengen Immigrationsgesetze. Der Weg aus dem Camp bleibt ihnen somit auf unbestimmte Zeit verschlossen.

»Wir waren so enttäuscht. Wir wollten doch so schnell wie möglich weg«, erinnert sich Lea. In Ziegenhain organisieren sie verzweifelt Demonstrationen. Dann bewegt sich ein langer Zug durchs Camp, mit Transparenten und Spruchbändern, die von den Briten verlangen, Eretz Israel für die Flüchtlinge aus Osteuropa zu öffnen. Zum Abschluss werden flammende Reden gehalten, ein Ventil für den wachsenden Frust. Aus Palästina reist der Zionistenführer Jacob Zerubavel an. Seit einem halben Jahrhundert hat er für die jüdische Sache gekämpft, als jiddischer Literat und Zeitungsherausgeber, war dafür auch ins Gefängnis gegangen. Als ein führender Kopf des Jischuw, der jüdischen Gemeinschaft in Palästina, verkörpert Zerubavel Widerstand und Ausdauer, eine Figur, an dessen glühender Rhetorik man sich innerlich wärmen kann.¹¹ Doch für den ausweglosen Alltag der DPs bleibt es ein schwacher Trost.

Vor dem Gebäude der Lagerverwaltung bauen die Bewohner, eines längeren Aufenthaltes in der deutschen Provinz gewiss, ein kleines Denkmal, das an die Opfer der Schoah erinnern soll. Sie entscheiden sich für ein symbolträchtiges Monument: Aus einem abgebrochenen dicken Baumstumpf, der mit seinem Wurzelwerk noch fest in der Erde steckt, wächst seitlich ein junger grüner Zweig heraus. Er ist das Sinnbild für die Scheerit Hapleita, den Rest der Geretteten, wie sich überall die Holocaust-Überlebenden unter Bezug auf einen biblischen Begriff selbst nennen. »Hier sammelt sich der Rest des Judentums, und hier ist der Wartesaal«, beschreibt Zalman Grinberg, Sprecher des Zentralkomitees der befreiten Juden in der amerikanischen Zone, die desolate Perspektive. »Es ist ein schlechter Wartesaal, aber wir hoffen, dass der Tag kommen wird, an welchem man die Juden an ihren Platz führen wird.«¹²

Ja, die Hoffnung stirbt zuletzt, auch für Aron und seine Lea im Camp 95-443.

2. Die gekappte Kindheit

Wie Hitlers Krieg eine Familie zerriss

Der Albtraum lauert auf dem Heimweg. Familie Lesser ist, wie stets zu dieser Jahreszeit, Ende August, für ein paar Tage aufs Land hinausgefahren, nicht allzu weit weg von der Stadt Lodz. Ein bisschen unbeschwerter Erholung von der hektischen Betriebsamkeit im Viertel erleben, so die Absicht. Und die Kinder haben in der offenen Natur ihre helle Freude. Doch mitten in das heitere Ferienidyll platzt eine fürchterliche Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer verbreitet: »Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen! Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten!«

So versucht Hitler am Vormittag des 1. September 1939 mit einer Rede vor dem Reichstag in der Berliner Kroll-Oper den Beginn des Überfalls auf Polen zu rechtfertigen. Die Unheil verheißen Wolken über Europa haben sich schon zuvor gewaltig aufgetürmt. Aber ein militärischer Konflikt zwischen Deutschland und Polen erschien vielen Beobachtern lange abwegig, bestand doch seit Januar 1934 ein Nichtangriffspakt zwischen der Warschauer und der Berliner Regierung. Zwar hatten die Deutschen dieses Abkommen im Frühling 1939 einseitig gekündigt, aber als Hinweis auf einen Angriff wurde dies nicht interpretiert. Inzwischen hatte der »Führer« am 24. August 1939 mit dem Diktator in Moskau einen Vertrag geschlossen, wegen der Unterzeichnung durch die Außenminister auch Ribbentrop-Molotow-Pakt genannt. In einem geheimen Zusatzprotokoll besiegelten sie die Aufteilung des zwischen ihnen liegenden Polen in ein deutsches und sowjetisches Interessengebiet.

Den Lessers – neben den Eltern drei Töchter und ein Sohn – sind solche Zusammenhänge natürlich unbekannt. Aber sie spüren die Gefahr. Also entschließen sie sich zur sofortigen Rückkehr in die Stadt – und erleben schon auf dem Weg die neue grausige

Wirklichkeit. Nicht nur fliegt die Wehrmacht mit dem ersten Tag des Krieges ihre zerstörerischen Angriffe auf die Hauptstadt Warschau, auch die Metropole Lodz treffen schon seit dem 2. September deutsche Bombardements, bei denen mehrere Hundert Menschen umkommen.

Lea hat noch präzise Erinnerungen, wie die Familie in die Heimatstadt zurückkehrt. Immer wieder schlagen sich die Eltern, die Kinder an der Hand gepackt, in die Büsche am Wegesrand, während über sie die feindlichen Flugzeuge hinwegdröhnen. Die Bedrohung für Leib und Leben hat von einer auf die andere Minute erschreckende Gewissheit angenommen. Denn zu Hause ist nichts mehr wie zuvor. Schon am 9. September marschieren die deutschen Truppen in Lodz ein – und, als wäre ein Schalter umgelegt, verändert sich von da an das Schicksal der jüdischen Familie Lesser von Grund auf. Lea spricht rückblickend von einer neuen Zeitrechnung, aber einer solchen, als würden die Zeiger nun verkehrt herum laufen – auf eine schwarze Stunde null hin.

Für die zehnjährige Lea markiert es das Ende einer unbekümmerten, später als sehr heiter erinnerten Kindheit. Denn, wie üblich in ihren Kreisen, ist sie ganz in der strenggläubigen jüdischen Tradition erzogen worden, an der vor allem die Mutter Esther entscheidenden Anteil hat. Dabei lassen die Eltern dem Mädchen jenen Freiraum, der notwendig erscheint, um die eigene Umgebung zu erkunden und sich anzueignen. »Ich war immer auf Achse in der Stadt, überall unterwegs, wissbegierig und lebenshungrig«, so erzählt sie noch heute. Solche Streifzüge werden ihr erleichtert, weil es überall Verwandte der weitverzweigten Familie gibt, viele Tanten, Onkel, vor allem die unzähligen Cousins, mit denen sie sich am liebsten zusammentut. Spielen mit Mädchen, das erscheint ihr zu langweilig. Da fehlen Wagnis und Abenteuer.

Vaters Feinkostladen ist allerdings auch eine beliebte Anlaufstelle beim Herumstromern. Leib Lesser hatte zunächst das Bäckerhandwerk gelernt, dann aber rasch ein eigenes Geschäft eröffnet. »Nicht so einen Kramladen«, meint Lea rückblickend. Ihr